Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Wrack
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574942

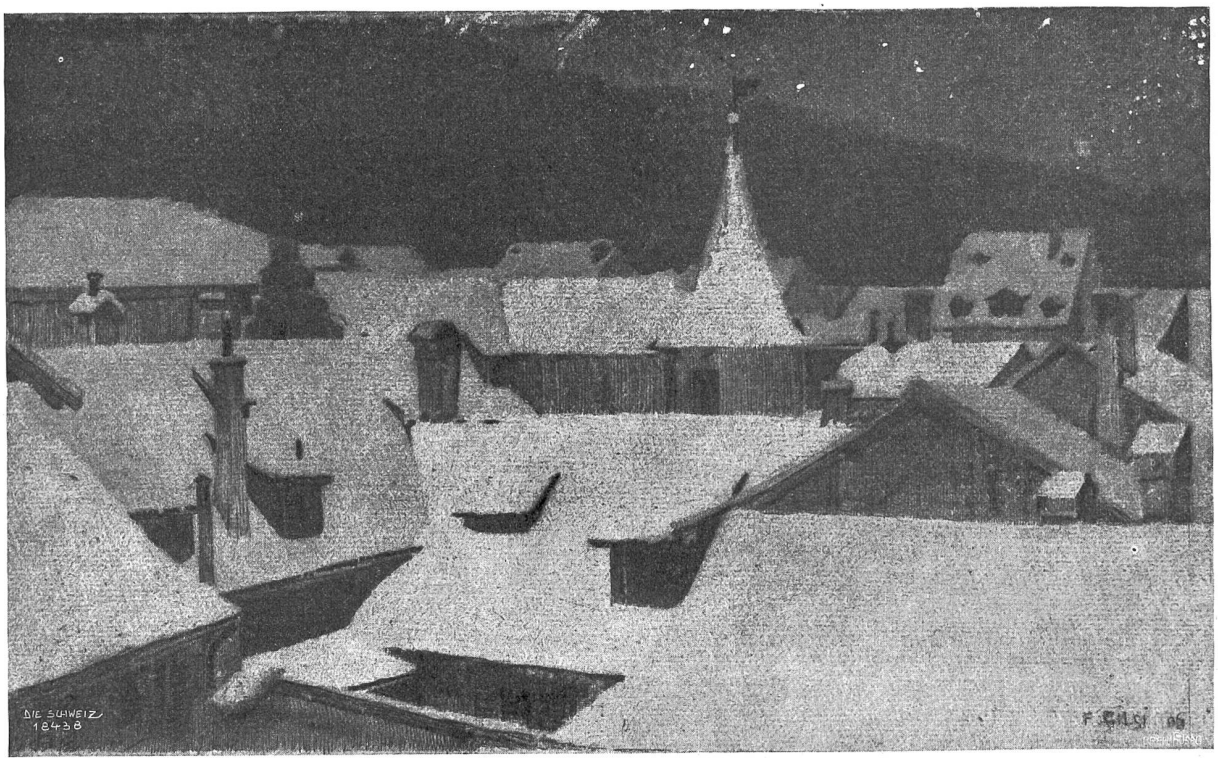
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Fritz Gilli, St. Gallen. **Verschneite Dächer** (Radierung 1906).

Das Jägerhorn

Im Rauhreif streift mein Lieb am Berg
Und singt im Morgensonnenstrahl;
Sein Jauchzer blitzt von Zweig zu Zweig —
Sein Jägerhorn füllt Berg und Tal.

Die Hunde stöbern durchs Gestäud,
Von seiner Büchse sprüht der Strahl,
Sein Jägerhorn lacht Halali
Und füllt den Berg und füllt das Tal.

Da drunten steh' ich tief im Grund
Und denk' an ihn wohl tausendmal —
Sein Jägerhorn klingt hoch vom Berg
Und füllt mein Herz und füllt das Tal.

Adolf Frey, Zürich.

Wrack

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Carl Friedrich Wiegand, Zürich.

Ich stand auf der sandüberwehten Treppe, die von der Villa Quisisana zu dem schönen breiten Strande hinabführt, und sah zwei jungen Mädchen nach, die mit anmutigen Bewegungen ihre durchsichtigen Kleider höher rafften und die weißen Strandschuhe zierlich in den silberkörnigen Dünensand setzten. Da hörte ich hinter mir eine harte Stimme, die mich rückwärtsblicken ließ. In dem rollenden Tonfall des Holländers, der sich befleißigt, einem Bedienten nie ein Wort zu viel zu sagen, klang es:

„Jan, den Stuhl!"

„Ja, meneer," antwortete der Diener und nahm seine Kappe in die Hand.

„Setze den Stuhl dorthin, hinter das Wrack!"

Ich folgte der ausgestreckten Hand und sah in der Ferne einen Mast aus dem Strand aufragen, dem der Diener, mit dem Klappstuhl über der Schulter, im Laufschritt zustrebte, während sein Herr dem Eilenden gemessen folgte.

Wie wir häufig im Leben, zu unserem eigenen Erstaunen, die Erinnerung an die kleinsten Vorgänge behalten, war mir der Blick des Holländers haften geblieben. Er hatte mit seinen großen grauen Augen, die einen Stich ins Schwärzliche hatten und vom Oberlid drohend überdacht waren, nur den Teil einer Sekunde mich angesehen. Dieser Blick aber brachte mir einen Vorfall ins Gedächtnis, den ich vor Jahren in Baden-Baden vor dem Kurhaus beobachtet, als ein Herr es wagte, eine

schöne, vornehm aussehende Dame, die er früher einmal gekannt haben mochte, anzusprechen. Jene Dame verhielt einen Atemzug den Schritt, schien im Stolz zu wachsen, und ihr Blick sagte: „Aus meinem Weg!" Genau so hatte der Holländer, obschon er mir völlig unbekannt war, mich angesehen, mit einem Blick des Stolzes und der Menschenverachtung. Ich schaute ihm eine Zeit nach und schritt dann hinab zum Strande. Es war Ebbe.

Die Sonne glitzerte im Salz des feinen Sandes und blitzte auf dem glänzenden Schild des ruhigen Meeres, das kraftlos, gemächlich und träge in die Fläche des Strandes hineinlief.

Ich war wohl eine Stunde zwischen den krachenden Muschelschalen und den ausgespreizten Fingern der Seesterne dahingeschlendert, als ich plötzlich, auf der Suche nach einem Strandstuhl, einen Knall vernahm, der in dem ungemessenen Raume schneller verklang als der taube nichtige Klang einer Kinderpistole. Da der Strand, kurz nach Mittag, noch unbelebt war, konnte der leichte Klang des Schusses kaum beachtet worden sein, und auch ich hatte nur einen Augenblick nach der Richtung des steilen Mastes, der in größerer Entfernung nach Osten sichtbar war, den Kopf verwandt, da ich durch die häufigen Jagden in den Dünen an solche Geräusche längst gewöhnt war.

Vor mir bauten sich zwei blonde Kinder im Sande eine Burg, steckten französische Fähnchen hinein, sprangen mit ihren braungebrannten Beinen den Wellen entgegen und fischten schließlich unter lautem Geschrei eine dicke, unbeholfene Krabbe aus dem Wasser. Ich sah noch eine Weile dem Spiel der Kinder zu, machte mich aber endlich auf den Weg nach dem Wrack, wohin der Holländer seinen Stuhl befohlen hatte. Ich hatte das vor vielen Jahren gestrandete Schiff noch nie in der Nähe gesehen, weil sonst die Brandung es umspülte; heute aber war das Meer derart zurückgewichen, daß das Schiff auf dem Trockenen zu liegen schien. Da es eine gute Strecke bis dahin war, beeilte ich mich, um vor Eintritt der Flut am Ziele zu sein.

Wie Rumpf und Knochen irgend eines Urwelttieres im Wüstensand, so ragten die Rippen des von den Wogen gebrochenen Schiffskörpers empor. Unheil thronte über dem Orte.

Die Brandung hatte mit der Zeit viel Sand herangetragen, aber immer noch zeigten sich die gewaltigen eisernen Steven, deren Abstand einen Maßstab von der Größe des Schiffes gab. Auch das Salzwasser hatte am Eisen genagt. In wunderlichen Blüten, Brückenstegen und Verzierungen aller Art spann der Rost Krusten, Netze und Schleier um das dauernde Metall. Der Mast stand ungebogen in dem Chaos der Schiffsmasse. Ein grausiges Denkmal, dachte ich mir, ein Denkmal verworrener Jammerrufe, verhallter Seelieder, verwehter Schicksale, verbrauster Stürme: so stehen manche Menschen mitten im Leben!

Der zerschlissene, gebleichte Wimpelfetzen am Kranze des Mastes hing unbeweglich in der Sonnenglut, unbeweglich wie das im Sande festgefahrene Schiff. Als ich näher herzugetreten, sah ich, daß es unmöglich war, einen Einblick in das Schiffsinnere zu gewinnen. Der Wellenschlag hatte tiefe Wasserlöcher rings um das Schiff ausgewaschen. Nur an einer Stelle gelang es, eine Sandbank hinter dem Wrack zu erreichen, aber nur für einen Augenblick, denn die schabernäckische Brandung schreckte die Neugierigen zurück.

Ich stand schon eine Weile, beim Anblick des Totenortes in schattige Gedanken versunken, als ich hinter mir, wie aus weiter Ferne, einen Hilferuf vernahm. Ich wandte mich um und gewahrte den Holländer, der vorhin meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er konnte aber nicht gerufen haben; denn er schien in seinem Liegestuhl fest zu schlafen. Zudem brannte sein Auge mir noch in der Seele: Aus meinem Wege! Den Blick über die hellgrünen Helmgrasbüschel der Düne schweifen lassend, vernahm ich unverhofft zum zweiten Male denselben Laut, wie das Stöhnen eines Erstickenden. Es faßte mich kalt im Genick, riß mich herum.

Was war das? Der Holländer? Hob er nicht die Hand, hilflos winkend? Ich sprang hinzu. Blut quoll ihm aus dem Munde. Eine Schußwaffe lag neben ihm im Sand. „Kurhotel!" lallte er. Das hervorbrechende Blut erstickte jedes weitere Wort.

Ich rief einen einsamen Radfahrer an, der die Ebbe zu einem Strandausflug benutzte, postierte ihn bei dem Unglücklichen und fuhr selbst auf dem Rade eilig nach dem Dorf.

Ohne Aufsehen, während die meisten Badegäste noch ihre Mittagsruhe hielten, brachten wir den Verwundeten durch die Dünen nach seinem Hotel. Ebenso still und geräuschlos wurde sein Balkonzimmer, das nach der Seeseite lag, zu einem Krankenzimmer umgewandelt, damit die Seekühle, wenigstens am Abend, den Fiebernden erfrischen konnte.

Nach zwei langen Stunden, während denen der Unglückliche bewußtlos lag, trafen zwei ältere Aerzte aus dem nahen Amsterdam ein, untersuchten mit tiefer Besorgnis den um das Leben Kämpfenden und entschlossen sich, da der Kranke nicht transportfähig war, sofort ihre Kunst zu versuchen. Nach mühsamer, vorsichtiger Arbeit gelang es ihnen endlich, das Geschoß in der Nähe des Rückgrates festzustellen und zu entfernen.

Karel ter Borg stand auf den Zeitungen und Briefen, die das Zimmermädchen in den folgenden Tagen auf den Tisch des Krankenzimmers niederlegte. Vom Poststempel war abzulesen, daß einige Sendungen aus dem Haag kamen. Eine Nachforschung nach der Familie des Unglücklichen unterblieb auf den ausdrücklichen Wunsch des Kranken hin, den dieser mit den ersten schwachen Kräften deutlich genug zu erkennen gab.

Eine nicht von müßiger Neugier beeinflußte Frage beantwortete mir der Besitzer des Hotels mit der Vermutung, daß Herr ter Borg, der übrigens über ein bedeutendes Vermögen verfüge, vor kurzer Zeit aus Java heimgekehrt, bestimmt unverheiratet sei und, soviel er zu wissen glaube, überhaupt keine nahen Verwandten in Holland habe.

Der Arzt des Kurhotels kam täglich dreimal. Eine junge, liebevolle Pflegerin löste mich in meinen freiwilligen Krankendiensten ab. Sie hielt auch des Nachts bei ihm Wache.

Die Bewußtlosigkeit, die nach schweren Fiebern gelegentlich immer noch auf Stunden eintrat, wich nach

einiger Zeit einem totenähnlichen Schlaf, aus dem der Abgezehrte regelmäßig mit Bluthusten erwachte. Aber nach zwei Wochen wurde sein Blick klarer, sein Geist heller. Er drückte mir schwach die Hand, als er mich erkannte, und sah mir lange unverwandt in die Augen, prüfend, forschend, fast peinigend.

Kein Wort fiel vorerst zwischen uns.

Er folgte meinen Handreichungen mit seinen harten Augen, nahm schweigend die ihm verordnete flüssige Nahrung aus meinen Händen und schlief wieder ein, nachdem er lange unbeweglich an die Decke gestarrt hatte.

Mit hartnäckiger Geduld ertrug er seine Schmerzen, hörte die Anordnungen des Arztes mit leichtem Kopfnicken an und befolgte sie, wie nur ein Mensch mit starkem Willen und eiserner Selbstbeherrschung es vermag.

Als der Arzt das Sprechen ihm wieder erlaubte, winkte er mich heran und streichelte meine Hände — er selbst aber lag auch ferner da mit fest geschlossenen Lippen. Ich redete ihm zu und erzählte unter anderm, wie jedermann im Hotel glaube, daß er das Opfer eines Blutsturzes geworden sei. Das schien ihm unendlich wohlzutun. Als aber der Arzt die Adresse seiner Verwandten erbat, richtete er sich zum ersten Mal selbständig auf, und seine Augen wurden hart, als er deutlich sagte:

„Nicht! Nicht! Ich will es nicht!"

In der Folge wurde ihm gestattet, jeden Tag eine Spanne länger in einem bequemen Stuhl am Fenster zu sitzen.

Er sah von nun an stundenlang schweigsam auf die See hinaus. Er sah in der Ferne die großen Ozeandampfer vorüberziehen. Er sah die ungezählten Segler der Fischerflotte montags aus dem Hafen auslaufen und am Freitag wieder heimkehren. Er sah die alten, hinfälligen Fischer, die, zu keiner rechten Arbeit mehr nütze, mit eingefallenen Wangen, krummen Knieen, mit den Händen in den sackähnlichen Hosen und schweren Holzschuhen an den Füßen, tabakkauend oder rauchend in Trüppchen zusammenstehen. Und wie diese mit billigen Messingfernrohren die Fahrzeuge auf dem Meere stundenlang beobachteten, so saß auch er, ein einrohriges Zeißglas vor das rechte Auge haltend, am Fenster vor der Ferne und träumte in die blaue Weite, manchmal in unterdrückten Schmerzen stöhnend.

Ganz allmählich begann er endlich zu reden. Mit Vorsicht schloß er sich auf, erzählte von Indien und Java, wo er siebenundzwanzig Jahre in einsamer Abgeschlossenheit gelebt hatte, berichtete, zögernd und stockend, von Erlebnissen aller Art, von Jagden und Abenteuern, von fremden Sitten und Gewohnheiten, von südländischen Pflanzen und Tieren, seltsamen Erfahrungen, erzählte von krummen und graden Menschen und gestand seine Hoffnungen und Entbehrungen.

Ich staunte über die reichen Kenntnisse dieses Ueberseers, der, wie er mir versicherte, heute wie damals nur in der Lektüre geschichtlicher Bücher Erholung und Trost, Bereicherung und Vergessen gesucht.

War ich anfangs durch Karel ter Borg eigenartig angezogen worden, so fühlte ich mich jetzt gefesselt, und als sein Leben außer Gefahr war, blieb ich in seiner Gesellschaft, als er die ersten mühsamen Gehversuche am Strande machte. Ich fügte mich auch darein, da er, in einem Anfall wiederkehrenden Mißtrauens eine Zeit lang wortkarg und von neuem menschenscheu wurde. Mit tieferem Vertrauen belohnte er später dieses Verhalten, und als ich nach fünfwöchigem Aufenthalt an der See in die Heimat zurückfuhr, glaubte ich den Holländer zum Freunde gewonnen zu haben.

Das war freilich eine Täuschung.

Zweimal schrieb ich an Karel ter Borg; aber nur ein einziges Mal wurde mir eine Antwort zuteil, die nicht einmal eine Briefseite füllte. In seine alte Menschenscheu und Vorsicht zurückgefallen, teilte er mir ziemlich geschäftsmäßig mit, daß er sich zur weiteren Erholung nach dem Süden begeben werde.

Das war alles.

Die Schrift war kaum leserlich. Er schrieb auf liniertem Papier. Die Buchstaben waren kaum höher wie die Linie, sodaß die Briefseite auf einige Entfernung aussah, als habe man das weiße Blatt mit einigen Reihen Telegraphenzeichen bedeckt.

Das Erlebnis an der Nordseeküste ging mir nach. Immer wieder mußte ich an den ruhig und starr dasitzenden Menschen denken, der nur zuweilen den Kopf bewegte, der, wie eine Schildkröte umpanzert, nur manchmal den Kopf vorsichtig aus dem Gehäuse schob, kaum aß, kaum zu atmen schien.

Ja, die Eindrücke waren mir so gegenwärtig, als ob ich sie vor kurzem erlebt hätte.

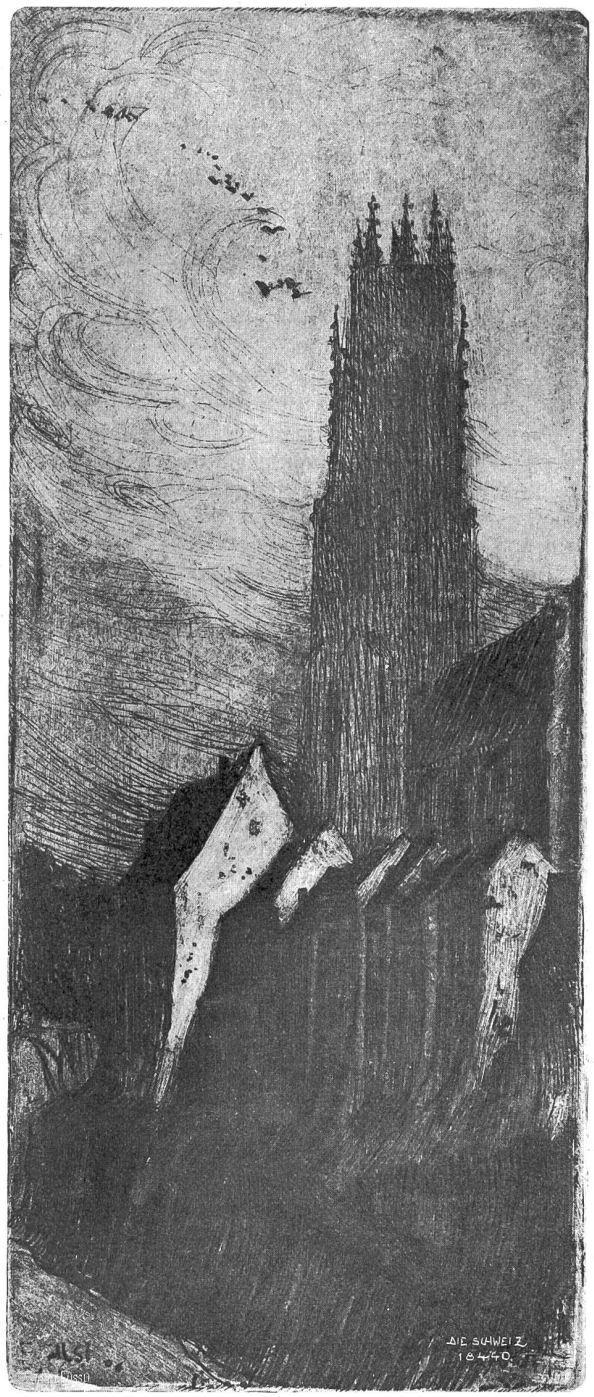
So kam dieser Sommer heran. Drei Jahre waren dahingegangen. Ich weilte am Vierwaldstättersee, hatte mich in Brunnen behaust, schritt eines Tages die Axenstraße entlang und gedachte mit der Bergbahn nach Morschach hinaufzufahren. Da aber der Zug mir vor der Nase davonfuhr, erging ich mich noch eine kurze Strecke auf der Axenstraße, hatte gerade den Tunnel passiert, hinter dem die Aussicht auf den See, vom hohen Steilufer herab, entzückend sich weitet, als ein Kraftwagen aus dem Tunnel herausfuhr, sodaß ich schleunig zur Seite treten mußte.

Ein Herr mit großem Panamahut, in einen sandgelben Anzug aus chinesischer Rohseide gekleidet, der neben mir stand und über die Brüstung der Straße grade in die Tiefe geschaut hatte, richtete, durch den Staub der Straße zum Husten gereizt, sich mißmutig auf, hielt ein Taschentuch vor die Nase und sah sich drohend um —

„Aus meinem Weg!" sagten die Augen.

Es war Karel ter Borg. Ich hatte ihn sofort erkannt. Er war, obwohl erst ein Fünfziger, fast ganz weiß geworden. Mit einem zerstreuten Lächeln reichte er mir die Hand, etwas fester wie damals, tat, als hätten wir uns gestern erst gesehen, und lud mich, als er meine Absicht, nach Morschach hinaufzufahren, erfuhr, kurzerhand ein, im Hotel Axenfels, wo er wohnte, mit ihm den Tee zu trinken. Ich nahm gern an. Sein Gang war immer noch schleppend und unbeholfen wie seine Redeweise. Seine Menschenfeindlichkeit schien noch gewachsen. Fast jeden Menschen betrachtete er mißtrauisch und antwortete dem Bahnschaffner fast gereizt.

Wir saßen, nach einem Gang durch den einzigartigen Park, auf der schönen Säulenterrasse des Hotels Axenfels wohl zwei Stunden in der milden



Fritz Gilli, St. Gallen. **Der Dom** (Radierung 1906).

Sonne und sahen, weit über das Tal und den See erhoben, in die starken Farben, in die scharfen Züge der Täler und Berge hinein. Vor uns, jenseits des Urnersees, standen der Seelisberger Kopf, der Ober- und Niederbauen. Karel ter Borg aber richtete, sein kurzes Fernglas vor dem rechten Auge, den Blick auf den Urirotstock, auf dessen Firn er, als winzig schwarze Punkte, Menschen entdeckt hatte. Er reichte mir das Glas und sagte:

„Sehen Sie, so klein sind die Menschen bei dieser gewiß geringen Entfernung, die Himmelstürmer! Ob sie wohl vom Himmel aus überhaupt sichtbar sein werden, diese Ameisen!"

Auf dem Urnersee pflügte ein Dampfer die Bläue des Seespiegels.

„Die Dampfer sind wie Nußschalen," wies er nach der Tiefe; „wenn ein Regentropfen hineinfällt, werden sie umschlagen. So leicht hat es unser Herrgott!"

Er lachte dazu, und es klang hart und gebrochen. Lachend erwiderte ich: „Für die Menschen, die gern Herrgott spielen, ist freilich alles klein!"

„Ich habe nie Herrgott gespielt," sagte er langsam und ernst, „ich wollte nur sagen, daß Gottes Mittel, uns zu regieren, klein sind, vielmehr: für ihn nur so klein zu sein brauchen, weil wir so nichtig sind. Wir schätzen alles aus der Nähe und sehen deshalb falsch. Wie groß sind die Entfernungen zwischen den nächsten Verwandten, zwischen den Menschen und den Dingen gar!"

Dann schwieg er, saß im blauen Rauch seiner Zigarre und nippte vorsichtig an seinem Teeglase. Nun hatte ich Gelegenheit, Karel ter Borg aufmerksam betrachten zu können. Es fiel mir auf, wie hager er geworden war. Die übereinander geschlagenen Beine, das spitze Knie waren nur noch Knochen, die Schläfen eingefallen. Das Auge lag tief in der hautigen Höhle. Die Nase sprang hart vor. Der Hals war dürr, wie eingetrocknet; nur die deutlich heraustretenden Muskelstränge des Genickes erschienen wie die eines Menschen, der früher Lasten getragen, und die linke Hand hielt er krampfhaft geballt.

Auf meine Frage nach seiner Gesundheit kam er selbst auf den Unglückstag an der holländischen Küste zu sprechen, und ich gewann bald den Eindruck, daß er die Absicht habe, mir eine Erklärung zu geben. Da ich aber in seine Geheimnisse nicht eindringen wollte, sprach ich von diesem und jenem; er aber kam immer wieder auf die seltsamen Umstände, die unsere Bekanntschaft vermittelt hatten, zurück und begann nach meiner Versicherung, wie glücklich ich damals über das Anzeichen der beginnenden Genesung gewesen sei, als er nach trostlosem Warten und Stilleliegen endlich das erste Wort gesprochen habe, langsam und stockend zu reden:

„Als ich in Brigin bei Soerabaya unter den Javanen hauste, war ich achtzehn Jahre lang einsam. Ich habe in dieser langen Zeit nur kurze Befehle erteilt und sonst fast immer geschwiegen. Ich war vom Leben so gut wie völlig abgeschnitten, hatte als Aufseher einer Pflanzung, die zu einer großen Unternehmung gehörte, hundert Kulis und Eingeborene unter mir und viel Arbeit. Auch sonst war ich einsam. Ich habe als Waise schwere Jugendjahre gehabt, hatte so gut wie keine nahen Verwandten und stand nur mit zwei Menschen in brieflichem Verkehr. Der eine starb aber bald auf Sumatra am Fieber, und der andere ist seit seiner Verheiratung meinem Gesichtskreise entschwunden. Jedes Jahr kam ich zweimal geschäftlich nach Soerabaya. Dort konnte ich holländisch reden; aber ich gewann keinen Anschluß. Mein Vorgesetzter, der Administrator der Gesellschaft, ein Wüstling, der keine eingeborene Arbeiterin, die ihm in den Weg

lief, verschonte, machte mir den Aufenthalt auch nicht angenehmer. Er hielt mich jahrelang nieder, bespöttelte meine bessere geistige Ausbildung, peinigte mich, weil ich aus gutem Hause war, und warf seinen Haß auf mich, als der Amsterdamer Direktor unserer Gesellschaft bei einer Visitationsreise mich stark bevorzugte und meine Pfanzung als die einzige bezeichnete, die seinen Anforderungen völlig entspräche.

Mit den Inländern redete ich nur javanisch. Große Kenntnisse in dieser schweren Sprache habe ich mir nie erworben. So war ich also mit meinen Gedanken stets allein. Anfangs half ich mir so, daß ich alles, was ich las, Geschichtsbücher und philosophische Schriften, mit mir selbst laut besprach. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich nach vielem lauten Sprechen heiterer wurde, es kam mir so vor, als ob ich in Gesellschaft wäre, kurz, ich empfand den Druck der Einsamkeit, der mir wie ein bohrender Schmerz in der Brust saß, weniger peinlich. Auch war es mir deshalb ein Bedürfnis, laut zu sprechen, weil ich, da die Einsamkeit nachdenklich und gedankenschöpferisch macht, unter dem Druck der Gedanken litt. Das laute Sprechen befreite mich von diesem Druck..."

„Warum schrieben Sie Ihre Gedanken nicht auf?" fragte ich ganz absichtslos.

Da antwortete Karl ter Borg rauh und bitter: „Sehen Sie, auch Sie finden das laute Sprechen töricht! Ich habe es später auch gelassen, weil die Javanen, wenn sie mich reden hörten, die Köpfe zusammensteckten. Einige glaubten, ich betete laut, andere hielten es für eine Krankheit."

„Aber ich bitte, so meinte ich..." unterbrach ich.

Er aber ließ mich nicht ausreden.

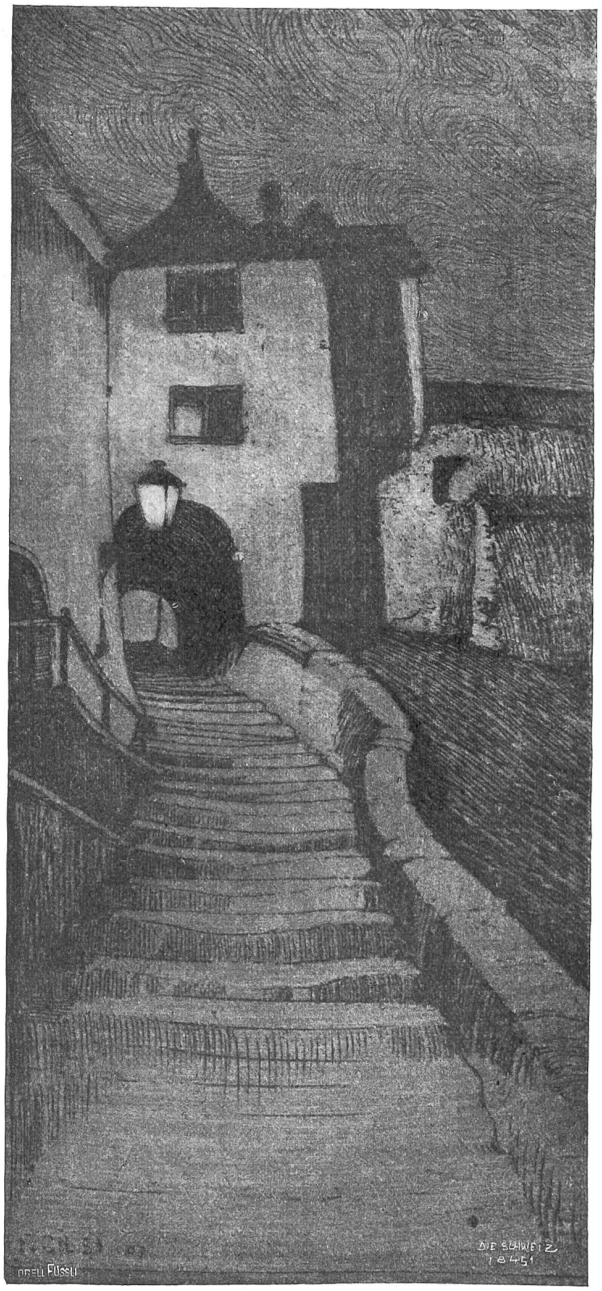
„Sie haben ganz recht, man soll solche Dinge nicht tun, ich tat es ja nur, weil ich holländisch reden hören wollte. Das Schreiben war mir immer eine Qual, und das laute Selbstgespräch befreite mich. Mein Administrator aus Soerabaya, von dem ich vorhin sprach, sagte mir, als er einst auf meiner Pflanzung herumstolperte und mich zufällig laut mit mir selbst sprechen hörte: ‚Lassen Sie mir diese Verrücktheiten; Sie machen sich lächerlich und die Leute kopfscheu!' Seit der Zeit nahm ich mir vor, es zu lassen. Lange habe ich es allerdings nicht ausgehalten.

„Sie haben geheiratet?" riet ich.

Der Holländer sah mich einen Augenblick mit unbewegten Augen an, dann sagte er:

„Nein, ich konnte damals noch nicht heiraten; auch gibt es nur wenige weiße Frauen, die ins Innere mitgehen. Die Holländerinnen gehen ungern nach Indien, vielleicht in die Städte, aber in die Wildnis? Ich half mir anders. Ich kaufte mir einen großen Hund, mit dem ich holländisch reden konnte. Wenigstens nahm jetzt niemand mehr Anstoß daran. Aber wieviel läßt sich mit einem Hunde reden?

Im vierten Jahr meines Aufenthaltes in Indien wurde ich von Soerabaya aus nach Kobaya Massa versetzt, noch weiter ins Innere. Dort starben die Hunde, die ich mir hielt, schnell weg, und ich mußte mich schließlich mit einem bissigen, unfreundlichen Köter begnügen, denn die reinrassigen Hunde vertrugen das Klima nicht. Bald aber bekam ich andere Gesellschaft. In meinem Garten saßen die Affen auf den Nußpalmen, und ich brachte es mit viel Ausdauer dazu, daß einer sich zu mir gewöhnte. Ich nannte ihn Joko. Er wurde der Freund meiner Einsamkeit, und ich kann sagen, daß mich das treue Tier vor vielem bewahrt hat. Da aber Joko nicht zu bewegen war, mir ins Haus zu folgen, ersuchte ich in Soerabaya um die Erlaubnis, eine kleine Halle vor mein Wohnhaus bauen zu dürfen. Ich hatte gemerkt, daß das Tier bis zu den Treppenstufen mir folgte, weiter aber nicht, und es war Aussicht vorhanden, daß er mir wenigstens in die Halle folgen würde, um mir dort Gesellschaft zu leisten. Der Administrator schlug mir rund die Bitte ab, verwies mich mit groben Worten auf meine Arbeit und



Fritz Gilli, St. Gallen. **Nocturne** (Radierung 1907).

bemerkte am Schlusse seines Briefes, daß ich der erste Aufseher wäre, dem die Wohnstätten der Gesellschaft nicht genügten.

Ich baute aber die Halle doch, aus eigener Tasche, und hatte wirklich die Freude, daß Joko sich zu mir gewöhnte. Nun begann ein schönes Leben für mich. Zu allen Mahlzeiten stieg er vom Baume herab und leistete mir Gesellschaft. Wenn ich abends, von der Sonne versengt, todmüde heimkam, brachte er mir den ersten Gruß. In der Einsamkeit wird man empfänglich! Von jeder Speise bekam Joko sein Teil. Selbst von meinem Oranjebitter, den ich nach dem Essen trank, leckte er einige Tropfen von meinem kleinen Finger. Und wie treuherzig tat er das! Wenn man einsam ist, lernt man nicht nur sich kennen: ich wußte in jedem Augenblicke, was das Tier dachte und fühlte. Keine Miene blieb mir unverständlich. Und was nicht aus dem Gesicht des klugen Tieres sprach, das dachte ich hinein.

Schließlich war ich in den Affen richtig verliebt. Das kam so.

Ich hatte in meiner Jugend eine Italienerin geliebt. In „de Nes" von Amsterdam hatte ich sie kennen gelernt. Sie war schön und verdorben. Aber ich habe sie geliebt wie nie eine Frau vor und nach ihr. Kurz, sie war das Weib, wie es nur einmal im Leben zu dem Manne kommt. Eines Tages war sie mit einem Matrosen verschwunden. Ich habe sie nie wieder gesehen, aber vergessen habe ich sie bis heute nicht.

Wenn ich nun Joko, den Affen, ansah, glaubte ich immer eine flüchtige Aehnlichkeit mit der Italienerin zu erkennen. Er hatte tiefbraune große Augen, wie Julietta. Und wenn die Italienerin in die Ferne blickte, dann senkten sich träumerisch, fast blöde die schweren Augenlider über das große schöne Auge. In solchen Augenblicken sah ihr täuschend der kleine Joko ähnlich, wenn ihn hungerte.

Ein herber schmerzlicher Zug um Auge und Mund der Südländerin fand sich auch in dem Gesicht des Affen, besonders beim Genusse bitterer Früchte. Am deutlichsten aber war die Aehnlichkeit mit Julietta, wenn Joko beobachtend seitwärts blickte. Einmal übermannte er mich derart, daß ich ihn laut lachend in die Höhe riß, wofür er mich durch mehrtägige Abwesenheit bestrafte und ein scharfes Geschrei ausstieß, wenn er mich nur aus der Ferne erblickte.

Fünf Jahre war er mein treuer Freund. Es war eine glückliche Zeit! An einem Ostertag hat ihn mein Hund, der bissige Köter, der — schon lange eifersüchtig — Joko betraf, wie er ohne mich zu tafeln begann, in der Halle erwürgt.

Dann begann wieder meine Einsamkeit — ich entrinne ihr nicht, wohin ich auch gehe..."

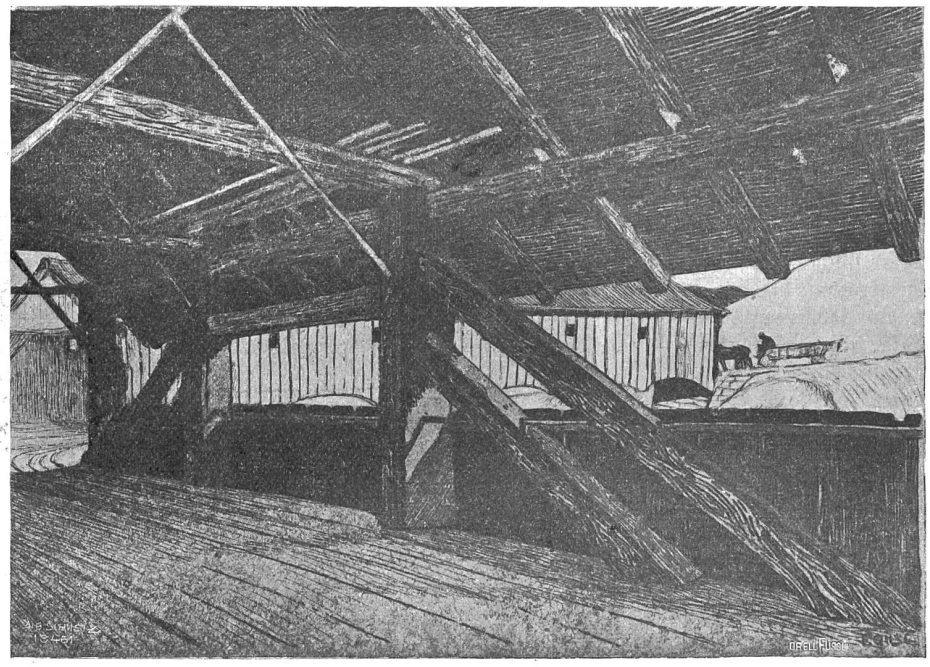
Er zündete seine Zigarre wieder an, während es in seinem Gesichte zuckte. Dann ergänzte er noch: „Schließlich ist es auch das Beste; was sollen mir die Menschen, die unnatürlichen! Jedes Tier ist mir lieber. Wer war unter all den Menschen, die ich kennen gelernt habe, so dankbar und anhänglich wie Joko?"

Ich war bewegt. In den Anblick der Landschaft versunken, schwiegen wir lange. Endlich sagte ich: „Sie sehen zu schwarz, Herr ter Borg. Vielleicht sind die Menschen doch anders. Haben Sie sich einmal die Mühe genommen, einen einzigen Menschen lieb zu gewinnen, ihn zu erobern, alles das erst selbst zu geben, was Sie verlangen; denn es ist doch in den meisten Menschen gewiß soviel an Güte, wie wir selbst in sie hineingepflanzt haben!"

„Wie alt sind Sie," fragte Herr ter Borg, „um mir das zu sagen? Ich habe der Frau meines Administrators in Soerabaya, die gern selbst kutschierte, ich darf wohl sagen, einmal das Leben gerettet. Ich hielt ihr durchgehendes Pferd, das durch Stechfliegen verrückt geworden war, auf und geriet dabei unter das Fuhrwerk. Seit dieser Zeit ist mein Arm unbrauchbar."

Der Holländer hob den Arm, dessen Finger er zur Faust gekrampft hielt, vorsichtig auf, und ich sah, was ich früher nie bemerkt hatte, daß sein linker Arm im Ellenbogengelenk steif war.

„Der Mann dieser Frau," fügte er hinzu, „um derentwillen ich dies Zeichen an mir trage, besuchte mich eines Tages auf Kobaya Massa. Er lärmte, weil ich die kleine Halle mir gebaut hatte, befahl ihren sofortigen Abbruch und aß mit seiner Frau, die ihn begleitete, an meinem Tisch. Ich selbst lebte einfach, aber ich bewirtete ihn gut und



Fritz Gilli, St. Gallen. **Alte Holzbrücke** (Radierung).

stellte auch Wein auf. Ich enthielt mich, solange ich in den Tropen lebte, soviel als möglich der geistigen Getränke, besonders hütete ich mich vor allen Exzessen. Ich goß mir auch ein Glas Wein ein, widerstand aber dem Wunsche meines Vorgesetzten, noch mehr zu trinken. Da schrie er mich an: ‚Sie sind eine elende Strebernatur, Sie warten wohl schon auf die Administratur in Soerabaya!‘ Seine Frau wagte nicht zu atmen, wenn ihrem Gatten die Ader schwoll, sie sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick der Güte an und bat mit den Augen: Bitte, erregen Sie ihn nicht! Ihr Gatte aber war aufgestanden und trat in ein benachbartes Zimmer. Dies Zimmer war unmöbliert, nur ein hoher Spiegel stand in einer Ecke, den ich von meinem Vorgänger übernommen hatte. Als dieser das Haus mir übergab, bat er mich, den Spiegel, den er nicht transportieren könne, ihm abzukaufen. Er habe einst dasselbe getan, als sein Vorgänger auszog.

‚Was ist denn das hier?‘ rief mein Vorgesetzter aus der dunkeln Stube. Ich folgte ihm nach und versuchte scherzend zu sagen: ‚Das sind die Anfänge zu meinem Salon!‘

In diesem Augenblick erschien seine Frau mit der Lampe in der Tür. Beim Scheine des Lichtes sah ich das rote Gesicht meines Vorgesetzten in dem Spiegel. Der Spiegel schien aber beschmutzt. Ich trat näher und bemerkte, daß in den Spiegel hineingespieen war. Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich beherrschte mich. Ich nahm der Dame die Lampe aus der Hand und ging, damit sie des Flecks im Spiegel nicht gewahr ward, zurück zur Tür. Ich schämte mich für ihren Gatten, schämte mich über mich selbst.

‚Das ist also Ihr Salon?‘ sagte sie in einem liebevollen und bedauernden Tone.

‚Jetzt nicht mehr,‘ habe ich ihr erwidert.

Mein Vorgesetzter lachte höhnisch auf, rannte einen Stuhl um und schlug die Türe hinter sich zu ... Er ist nicht der erste gewesen, der mir eine Tür zugeschlagen, und nicht der letzte, der mir in den Spiegel gespieen!“

Karel ter Borg trocknete den Schweiß von der Stirn. Ich wagte nichts zu sagen.

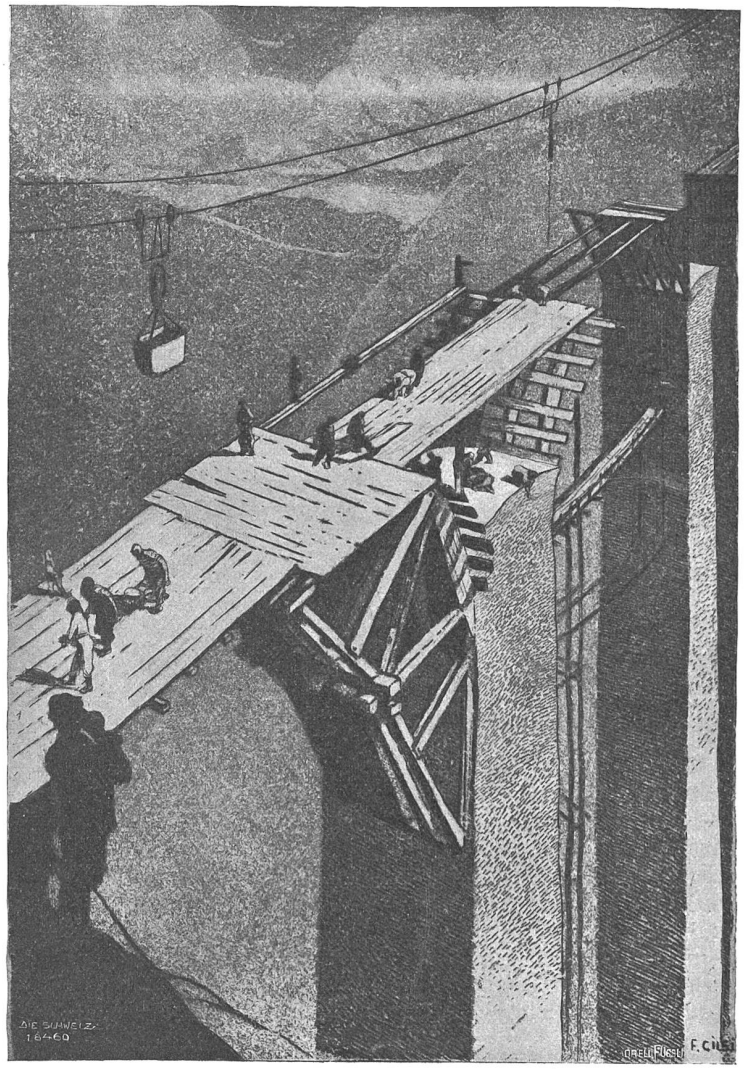
Da trat mit einem gewinnenden Lächeln ein älterer Herr auf den Holländer zu, verbeugte sich tief und fragte: „Ist es jetzt genehm?“

„Gern, bringen Sie!“ sagte ter Borg.

Als der andere gegangen war, wagte ich zu fragen: „Ist das einer Ihrer Freunde?“

Da lachte ter Borg grimmig auf.

„Nein, nein, das ist ein Edelsteinhändler aus Amsterdam, der mich überall zu finden weiß. Der Himmel mag wissen, wo der meine Adresse immer auftreibt!“



Fritz Gilli, St. Gallen. **Viaduktbau** (Radierung).

„Edelsteinhändler?“ fragte ich.

„Ja, Edelsteine, das ist eine meiner Passionen!“

Der Kaufmann aus Amsterdam erschien wieder mit einigen kleinen Etuis, die mit dunkelrotem Samt ausgekleidet waren, und begann nach den üblichen Entschuldigungen sein Geschäft. Er öffnete die Samtbehälter, in denen je vier Papierhülsen lagen, wie sie ein Apotheker für allerlei Pulver zusammenzustecken versteht. Jedes dieser zusammengefalteten Papiere enthielt einen Edelstein. Ein wundervolles Stück war darunter: ein spanischer Topas, eine goldklare Pyramide, die wie ein stilisiertes kleines Matterhorn aussah, denn der Kristall saß auf einem breiteren glitzernden Fuße auf.

Karel ter Borg reichte mir mit leuchtenden Augen das schöne Exemplar, und es ging ein Aufheitern über sein Gesicht, das mich erschütterte. Ich nahm behutsam das Etui auf und betrachtete lange, um meine Bewegung zu verbergen, durch ein Vergrößerungsglas des Holländers den schönen Stein.

„Eine entzückende Arbeit!“ sagte ich, das Stück zurückreichend.

„Arbeit?“ lächelte ter Borg. „Er ist ja ungeschliffen!“

„Ungeschliffen?“ wiederholte ich fragend.

„Jawohl,“ bestätigte der Händler, „Herr ter Borg kauft nur ungeschliffenes Gut!“

Zwei ansehnliche ältere Damen gingen vorüber. Sie unterhielten sich französisch.

Plötzlich wandte sich die eine um und rief auf holländisch ter Borg an: „Karel, ich mache mit Madame Bertier einen Spaziergang nach Brunnen!“

Mein Nachbar erhob sich, zog seinen Hut wie vor einer Fremden und verneigte sich.

„Eine Holländerin?“ fragte ich.

„Jawohl,“ sagte ter Borg, „meine Frau,“ und beugte sich mit geschärften Augen über den ungeschliffenen schönen Edelstein.

Der Rosenstein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Paul Gassert, Zürich.

Unter den österreichischen Alpenstraßen ist eine, welche in breiten Tälern allmählich ansteigt. Sie geht an schönen Wäldern hin oder sie durchschneidet solche; wer auf ihr wandert zu Fuß, bleibt manchen Tag in Gesellschaft schweigsamen Tannenwaldes, und von einem erhöhten Standpunkte bekäme man außer dem Himmelsbogen fast nur sein welliges und dunkles Grün zu sehen mit der geschlängelten weißen Heerstraße. Die höheren Gegenden waren denn lange Zeit durch diese Waldungen von der übrigen Welt abgeschlossen, und noch immer empfangen sie ihren Charakter von den ernsten Tannenhängen ringsum. Dann auf der Höhe des Gebirges, wo die Bäche sich scheiden nach Nord oder Süd, treten zwei Berge plötzlich so eng zusammen, daß die Straße zwischen ihnen sich durchzwängen muß wie durch ein festes Tor; sie findet kaum Raum für sich selber, und dennoch haben die Menschen ein Städtlein hineingestellt in den Engpaß. Vielleicht deshalb, weil wir von je gerne Rast machen an einer Scheide, genug, das Städtlein hat noch Platz gefunden. Es sind nur zwei Reihen kleiner Häuser, welche an die Bergwände angebaut die Straße erst recht zum Paß machen, überdies ist sie auch noch versperrt mit starken Türmen. Für den Wanderer ist es vergnüglich, nach Tagen der Waldeinsamkeit unvermutet in ein Städtlein zu gelangen, das ein jeder passieren muß, der etwa von Graz an die Donau will oder so ähnlich. Jedoch aufs lieblichste ist überrascht, wen ein Sommerabend dahinführt; denn es ist kein Haus, ja kein Gemäuer im Städtchen, das nicht von wilden Rosen überklettert wäre, leuchtend rote und weiße winden sie sich auf zu Auslug und Dach, daß du wie im Märlein stehst und staunest. Fragst du aber, wie die Rosen da hinaufgefunden durch den weiten Tannenwald, so heißt es: Die kamen vom Stein — und das ist eine schreckliche Bergwand, welche nicht weit vom Städtchen an der Straße sich hinzieht und sie das ganze Jahr in Schatten legt. Die Wand ist grauenhaft anzuschauen, wie sie kahl und schwarz über der Straße sich auftürmt. Aber einmal war sie mit den lichten Rosen versponnen, und der kühnste Fels, welcher über andere hinaufragt, ist der Rosenstein. Dies ist die Geschichte davon:

In der Zeit, da deutsche Herren auf allen Alpenstraßen nach Welschland fuhren, weil ihr König und Kaiser in Welschland war, damals waren im Städtchen neben einer großen und wohlversehenen Herberg vor allem zwei Handwerke nötig: der Hufschmied und der Sattler. Nun ist von einem gewissen Hufschmied etwa das zu sagen, daß er ein munterer Mann war, und das konnte er wohl, weil sein Handwerk einen guten Boden hatte, aber daneben der Sattler hätte deswegen ebensowohl munter sein können und war es doch nicht. Denn der Sattler war ein Sinnierer. Von ihm mußte man allerlei erzählen. Der konnte, wenn er auf seinem Aeckerlein hackte, einstmals die Hacke fallen lassen und in die leere Luft starren, als wolle er ein Loch hindurchgucken, und wenn man ihn dann anrief, schrak er grad zusammen. Oder des Abends, wenn man im Städtchen zusammensaß und eins erzählte, so lief der vom oberen Tor zum unteren und vom unteren zum oberen, als wäre das Städtlein ein Käfig. Oder Sonntags lief er nicht nach Kurzweil, sondern in den Tannenwald: ein lediger junger Mann! Wenn fremde Gäste ihn nach der Herberg rufen ließen, war seine Arbeit zwar zur Zufriedenheit, er selber jedoch in sich gekehrt und wortkarg, wo der Hufschmied sein Käpplein lüftete und der Reise nachfragte.

Nun geschah es einmal, daß früh im Jahr ein Zug vom Norden kam, und wie die Pferde auf dem städtischen Pflaster klapperten, stellten die Leute sich in ihre Türen. Da sahen sie einen vornehmen Herrn reiten mit einem Fräulein und hinter ihnen ein Trüpplein Knechte; aber das Fräulein war so überaus schön und fein, wie noch keines durchs Städtchen geritten oder gefahren. Dann stand man um die Herberg herum und redete über die wohledeln Gäste, woher sie kämen und was sie nach Süden treiben möchte. Die Knechte striegelten am Brunnen ihre Pferde und sagten eins, das andere behielten sie für sich. Hufschmied und Sattler wurden gerufen, der Schmied lüftete sein Käppchen und half den Leuten fragen, der Sattler verschluckte, was etwa zu sagen war. Dann spazierte das Fräulein durchs Städtchen, die Leute glotzten und boten Gruß, das Fräulein dankte freundlich, und nun schien es noch holdseliger als zuvor. Sie sagte zum Hufschmied: „Wohl, Meister, machet meinem Rößlein gute Schuh!“ und der Schmied lüftete seine Kappe und sagte, sie solle mit seinem Beschlag bis nach Rom kommen oder auch weiter; sie wollte dem Sattler einiges sagen, aber der quittierte bloß mit Kopfschütteln. Nachher kam die Wirtsmagd zum Brunnen und meinte, das Köstlichste auf dieser Welt wäre doch das Glaskästlein, das dem Fräulein gehörte und voll Blumen sei von feinstem Geruch, und das Fräulein führte das Glaskästlein immer mit sich auf dem